



Die Gerechtigkeit der Marianne Denier

Erzählung von Ernst Zahn

(Fortsetzung)

Dost Denier fuhr fort: „Unser Wald ist nicht grün wie der da drüben. Schwarz ist er, steht immer aus wie zornig, während er über den Hüften steht. Vielleicht, weil ihm alle Jahre die Laminen Böcher reißen.“

So warf er alle paar Schritte die Worte hin. Marianne aber ging die fremde Welt doch auf, als ob sie mit Augen sähe. Und es schien ihr etwas daran, was sie anzog, etwas Dunkles und Herbes. Sie empfand plötzlich ein Verlangen, dieses Land einmal in Wirklichkeit zu sehen.

Ihre Schweigsamkeit fiel dem Urner auf. Unwillkürlich betrachtete er sie von hinten, wunderte sich über ihre kräftige Gestalt, die starken Hüften und über das weißblonde, traute Haar, auch über den Flaum, der auf Stirn und Wangen ihres gesunden Gesichtes lag und in der Sonne schimmerte.

Sie kamen aus den Wiesen an einen Waldrand, wo der Pfad kaum mehr erkennbar war und in scharfem Abfallen sich gegen eine Talandschaft lenkte.

„Da müßt Ihr hinab. Dort unten liegt der Bahnhof,“ sagte Marianne. Denier gab ihr ruhig und mit der Ungezwungenheit des älteren Mannes die Hand. Dabei fiel ihm auf, wie fest die ihre war und wie kräftig der Druck, mit dem sie die seine faßte.

„Auf Wiedersehen auf dem Rückweg,“ sagte er. Dann schritt er mit seinen schwe-

ren, schütternden Schritten den Hang hinunter. Aber einmal wendete er sich um und sah das Mädchen, das ihm nachschaute, noch oben stehen. Unwillkürlich wurde sein Blick scharf und gespannt. Die da oben schien ihm ein ungewöhnlicher Mensch. Seine Gedanken beschäftigten sich mit ihr. Aber

nen das Weggehen vergaß. Es schien ihr auf einmal etwas Seltsames darin zu liegen, daß sie einen aus einem Märchen erwartet hatte und daß dieser Urner gekommen war. Er erschien ihr im Grunde nicht anders und war ihr gleichgültig, aber ein sonderbares Zusammentreffen war es doch! —

Von seinem Lande hatte dieser Denier gut zu erzählen gewußt. Sie machte sich auf den Heimweg und sah das Land, das er geschildert hatte, vor sich: den See, der scharf in das schroffe Land schnitt, die leuchtenden Berge und den nachthastigen Bannwald. Sie sah das so deutlich, daß es betraue war, als schritte sie auf die fremde Gegend zu. Am Abend, als in der Bohrdischen Stube die Stiehlampe auf dem sauberen abgeräumten Tische brannte, kam die Rede auf den Gast aus Uri zurück. Frau Anna, die stiftend am Tisch saß, hob von ihm an. Wie da in Uri ein ganz anderer Schlag von Leuten wohne als hier im Osten! Der Bauer legte die Zeitung, in der er gelesen, auf den Tisch und schob die Brille an die freundliche Stirn.

„Er hat ein Ansehen daheim, der Denier,“ sagte er. „Er trägt allerlei Ämter und ist vermöglich.“ „Er scheint freilich ein rechter Mann,“ meinte die Frau. „Klug sieht er aus,“ fügte die nähernde Marianne hinzu. Es fiel ihr ein, welch eine starke, weiße Stirn der Urner hatte,

Heimkehr

Eichen, dunkle Eichen,
Stehen um ein Haus,
Grünen und verwelken
In der Jahre Braut.

Rauschen, hoch und mächtig,
Lieder, ewig jung,
Stehn mir alle Tage
In Erinnerung.

Sonn' und dunkle Schatten
Spielen um das Haus,
Heute wie vor Zeiten,
Da's mich trieb hinaus.

Heut wie damals Nebel,
Wogen und Bergehn,
Nur die Menschen gingen,
Sag' wohin sie gehn?

Rauschen mir die Eichen,
Heut, nach langer Zeit,
Sieht die ferne Jugend
Auf mit Freud und Leid,

Blicken warme Augen,
Längst begraben, auf,
Fallen Todesschatten
Nebelgrau darauf,

Jauchzen Nachtigallen,
Die der Garten barg,
Streu ich seine Blüten
Ueber manchen Sarg.

Doch die alten Toten
Ded' ich leise zu,
Sag' zu meinem Herzen:
Halte still, halt' Ruh!

Dem zwei liebe Sonnen
Scheinen warm und hehr
Neben mir und keine
Wärme je mich mehr.

W. Reimes

er grüßte nicht mehr; unnötige Freundlichkeit war bei ihm daheim nicht Art. Rasch stieg er weiter.

Marianne stand lange an derselben Stelle, nicht weiß sie den Urner noch immer erblicken konnte, sondern weil sie vor Sin-

trägt allerlei Ämter und ist vermöglich.“ „Er scheint freilich ein rechter Mann,“ meinte die Frau.

„Klug sieht er aus,“ fügte die nähernde Marianne hinzu. Es fiel ihr ein, welch eine starke, weiße Stirn der Urner hatte,



Ronsoltisch: Französische Holzschnitzerei

Denier sei. So schrieb am anderen Tage Boffhard den Antwortbrief. Er war ausführlich und wohl überlegt. Boffhard verstand die Worte zu sehen, daß sie das sagten, was er wollte. Er überlas und ließ Frau und Tochter lesen. Sie stimmten bei und der Brief ging ab.

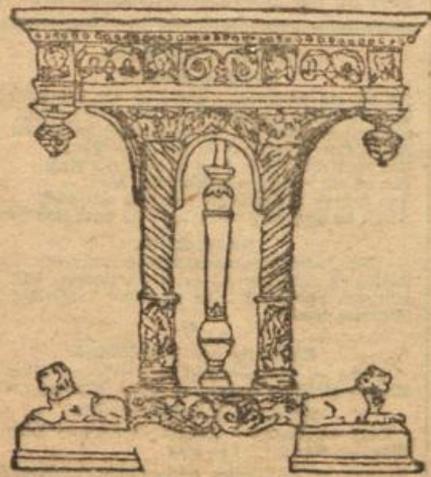
Wochen vergingen nun noch, in denen vieles klargelegt wurde. Denier schien zäh an Marianne zu hängen; er willigte in vieles, was an dem Zurückhaltenden befremden mußte. Die junge Frau behielt ihren Glauben, und Denier meinte verständlich, die Kinder müßten den Glauben der Mutter haben. Rauh sügte er hinzu, ihm selbst liege nicht viel an Kirche und Pfaffen.

Allmählich wurde alles glatter und glatt. Als nichts mehr im Wege war, drängte der Urner, er wollte noch vor dem Winter, der nahe war, Hochzeit halten. Marianne war in den Tagen neunzehn Jahre alt geworden. Wer sie sah, von derber Erscheinung und ruhigem Wesen, konnte sie für fünf- undzwanzig halten.

Am einem Herbsttage fand in Grünigen die Hochzeit statt. Die Neugierigen drängten sich.

Es war etwas Außergewöhnliches, daß eine Bauerntochter aus dem streng protestantischen Bande einen Andersgläubigen nahm, und einen aus der Ur Schweiz dazu. Aber diejenigen, welche die Brautleute nebeneinander stehen sahen, gaben zu, daß sie zueinander paßten. In beiden war eine herbe Tüchtigkeit.

Die Feier hatte nichts Außergewöhnliches an sich. In einem guten Wirtshaus des Dorfes nahm die Festgesellschaft, zu der außer den Nächstbeteiligten nur zwei Schulkameradinnen der Marianne und einige Verwandte sich gesellt hatten, die Mahlzeit ein. Am selben Nachmittag — Denier war daheim nötig — verreise das junge Paar nach Hause. (Fortsetzung folgt)



Bein zu einem holzgeschnitzten Renaissance-tisch

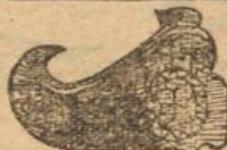
Holzschnitzereien

Die Holzschnitzerei, welche dem Altertum fremd war, wurde vom 11. Jahrhundert an für Kreuzfuge und andere meist kirchliche Zwecke häufig angewendet. (Die Griechen übten sie als Schnitzerei nicht, doch hatten sie in frühesten Zeiten wohl Holzbildhauereien, indem sie ihre Götterstatuen aus Holz schnitten und dann farbig bemalten.) Die eigentliche Blüte der Holzschnitzerei begann im Anfang des 15. Jahrhunderts. Man verfaß mit Vortiebe Kanzeln, Altarschreine und Chorstühle mit Schnitzwerk. Auch in die profanen Bauten kamen Schnitzarbeiten in reichem Maße. Die getäfelten Wände und Decken der mittelalterlichen Burgen, Schlösser und der reichen Bürgerhäuser, von denen manches erhalten blieb, erzählen davon. Prachtvolle Schnitzereien sind uns aus der Gotik überliefert, Hochaltäre und Altarschreine, welche die Werke feinsten Holzarbeit sind.

In Deutschland, wo die Kunst der Tischler und Schnitzer zu Hause war, verstand man sich vorzüglich auf die Relief-schnitzerei. Das Holzrelief wurde besonders in Ulm und Nürnberg geübt. Diese geschnittenen Figuren können kaum als Handwerk bezeichnet werden, sie sind Skulpturen, Kunstwerke. In der Rheingegend pflegte man sehr das Halbrelief und in der Donau-niederung arbeitete man vertiefte Schnitzereien, bei denen nicht das Ornament, son-



Fries: Holzschnitzerei



Holzgeschnitzter "Totenschuh" aus der merowingischen Zeit (Kerbschnitt)

bern der Grund vertieft aus der Holztafel herausgeschnitten wurde. Oft wurde der Grund dann noch mit blauer oder roter Farbe bestrichen.

Drei Arten von Hausgerät waren es, welche die Gotik oft mit Schnitzereien verfaß: Schränke und Truhen, Betten und das Gestühl. Im germanischen Museum wird ein gotisches Bett bewahrt, dessen Außenwände mit geschnitzten Ornamenten versehen sind. Die Stühle hatten an ihrer Lehne und am kastenartigen Unterbau Schnitzereien, während die Schränke mit ihren großen Türen die schönsten Flächen für das Schnitzwerk boten. In Italien war der Hauptsitz der Holzschnitzerei Venedig, das neben Florenz hervorragend schöne Arbeiten hervorbrachte. Zahlreiche Truhen mit hochhabenen Bildwerken entstammen diesen Städten. Ein anderes Möbel, welches die italienische Renaissance mit Schnitzwerk verfaß, war die Bank die mit ihren Rücken- und Seitenlehnen als Vorfahre unseres modernen Sofas gilt. Diese italienischen Schnitzereien zeichnen sich durch Kühnheit des Schnittes und durch besondere Frische und Unmittelbarkeit aus. Selbstverständlich beschränkte man sich auch in Italien nicht auf das Beschnitzen der Möbel, sondern fertigte auch prächtvolle Wanddecorationen in Schnitzwerken. Der Einfluß der italienischen Schnitzerei machte sich in der Folge auch in Deutschland und Frankreich bemerkbar. Decorative Schnitzereien, die in ihren Ornamenten an die italienischen anklagen, kamen besonders in Frankreich vor. Die Tische, welche zur Zeit der Gotik wenig verziert wurden, bekamen in der Renaissance reichen Schmuck aus Schnitzerei, und zwar waren es beson-



Geschnitzter Holz-löffel aus Aegypten



Altdeutscher geschnitzter Stuhl

ders die Tischbeine, welche man hiermit bedachte. Sie nahmen z. B. die Formen phantastischer Tiere an. Prachtige geschnitzte Schränke entstanden in der deutschen Renaissance. So bewahrt das Gewerbe-museum zu Hamburg einen aus dem Hofsteinischen stammenden Schrank, der mit wundervollen Holzreliefs geschmückt ist. Figuren und Ornamente sind von feinsten Arbeit und geben in ihrer subtilen Ausführung einen Beweis für die Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit der alten Meister.

Die Niederlande waren besonders produktiv in schönen, schweren Schnitzereien. Schränke, Lehnstühle, Bettumbauten und kostbare Wand- und Deckenverkleidungen entstanden hier. Die niederländischen Schreiner und Schnitzer waren so geschäftig, daß man z. B. französische Möbelerbeiter nach den Niederlanden schickte, damit sie dort in den Werkstätten lernten, um ihre Kenntnisse in der Heimat zu verwenden.

Zu einer neuen Anwendung kam die Schnitzerei in Frankreich im 18. Jahrhundert. Hier waren Tischler Schnitzer und Vergolder am Werke. Außerordentlich feine und geschmackvolle Schnitzereien, die oft die Künstlerhand verraten, sind aus dieser Zeit überliefert. Die geschnitzten Möbel und Bilderrahmen wurden häufig vergoldet. Die Vergoldung geschah meist mit mattem und glänzend poliertem Blattgold. Es gehörte eine meisterhafte Technik dazu, die verschiedenen Farbennüancen abzuwägen. Die feinen Ornamente waren fast immer aus dem Brett geschnitten, das Ankleimen geschah, wie bei allen guten Schnitzereien, nur im äußersten Falle und galt als Charakteristikum minderwertiger Arbeit. Als Material diente Eichenholz, Buchbaumholz, Lindenhholz und Federnholz. Auf die vergoldeten, geschnitzten Ornamente wurden vom Vergolder (nicht vom Schnitzer) feine Ranken und Linien zifeliert. —er.



Geschnitzter Stollenschrank, 16. Jahrhundert

und wie wenig, aber auf die Sache gehend, er sprach.

So handelten sie ein paar Augenblicke von Denier und seinen Verhältnissen und waren einig, daß sie einen bemerkenswerten Besuch gehabt hätten. Bald aber fanden sie sich von dem anders gearteten Menschen und seinem Lande wieder auf ihnen Näherliegendes zurück, und nun kam in ihre Unterhaltung eine große Behaglichkeit, Klarheit und Ruhe. Was sie von ihrem Tagewerk, von der und jener kleinen Sorge, dem und jenem Ereignis gemächlich, Böhhard über seiner Zeltung, die Frauen über ihren Handarbeiten, dahinredeten, warf kleine, scharfe Schlaglichter auf ihr einfaches Leben und zeigte dasselbe in einem stillen und freundlichen Schein, der etwas mit der gemüthlichen Helligkeit ihrer Lampe gemein hatte. Ihre Meinungen — auch Marianne sprach mit und wurde gern gehört — stimmten in vielem überein. Wenn aber ein Gegenstand sich zeigte, so verfocht jedes seinen Standpunkt mit einer unberührten, rücksichtsvollen Heiterkeit. So kam kein Miston in ihre Unterhaltung an diesem Abend. Dieser aber war nur ein schöner Ausschnitt aus einem gleichmäßig zufriedenen Leben, das sie führten, und das sie, ohne sie vor anderen hervortreten zu lassen, zu in der Gegend wohlgeachteten Leuten längst gemacht hatte.

Doft Denier, der Urner, war wiedergekommen und wieder gegangen. An seinem zweiten Besuche war nichts Außergewöhnliches gewesen. Er verstärkte den Eindruck, den die Gastgeber von ihm empfangen, den eines ernsthaften und starken, vielleicht fast hartfönnigen Menschen. Marianne fiel es auf, daß der Urner sie bei diesem Besuche betrachtete, als bemerkte er sie erst jetzt. Ein paarmal, wenn sie plötzlich aufschaute, begegnete sie seinem Blick. Wenn sie darüber auch kaum nachdachte, so mochte es doch dazu beitragen, daß die Person des Gastes sie interessierte. Das, was ihn von ihren Bekannten unterschied, zog sie an, und sie dachte nie an ihn, ohne auch zugleich das ernste, rauhe Land zu sehen, in dem er wohnte, und von dem er ihr erzählt hatte.

Eine Zeilang hörten sie nichts mehr von ihm. Am folgenden Frühjahr schrieb er an Böhhard wiederum eines Viehkaufes wegen und kam ein paar Wochen später selbst des Weges daher. Die Männer handelten diesmal nicht direkt miteinander, aber Böhhard vermittelte dem Geschäftsfreunde einen Kauf mit einem Nachbarn, und der Urner blieb einen Tag im Böhhard'schen Hause. Ihre Bekanntschaft blieb auf diese Weise frisch und befestigte sich zusehends. Es ließ sich nicht verkennen, daß der dreißigjährige Denier an der viel jüngeren, aber in Gestalt und Wesen ihren Jahren vorangeeilten Marianne Anteil nahm. Er verstand sich nicht aus Hofieren, seine Art blieb trocken und edig; aber noch und noch ließ er durchblicken, daß er mit einer alten Mutter, Wagn und Nachten allein wirtschaftete und der Meinung sei, daß, wenn er heiraten wolle,

das jetzt zu geschehen habe. Allmählich erfuhren die Böhards vieles über sein Gut und seine Verhältnisse, so daß, wie er selbst, auch seine Umgebung ihnen vertrauter wurde. Sie hörten auch von Dritten über ihn und nichts Nachtheiliges. Es verstand sich nun von selbst, daß sie die offenbare Absicht des Urners, Marianne zur Frau zu heißen, besprachen. Auch hier war es seltsam, wie die bedeutsame Frage sie keineswegs erregte und aus dem Gleichgewicht brachte. In ruhiger Beratung erwogen sie Vor- und Nachteile. Die Mutter hatte das schärfste Urtheil; sie hielt Denier für zu alt und hätte ihre Tochter lieber einem braven Manne aus der Umgegend gegeben; da diese aber, meinte sie dann, nicht zum vorherein ablehne, möge man die Angelegenheit immerhin gründlich erwägen. Böhhard sagten die Richtigkeit, der gute Ruf Deniers und die angefehene Stellung, die derselbe dahem

es! Und nun rühmte sie die Landschaft und das Tagewerk, das Denier mit seinen Leuten tat. Schwer mühten die ihr Brot verdienen! Sie hatte mit scharfen Augen um sich geblickt und zeigte sich nun so wohlunterrichtet, daß Vater und Mutter einander lächelnd ansehen, und letztere meinte, sie rede, als ob sie schon mit beiden Füßen im Denierhause stehe. Marianne erröthete ein wenig und merkte, daß sie sich ereifert hatte, erlappte sich auch zum erstenmal darauf, daß sie in sich selbst, fast ohne es zu wissen, entschlossen war, des Urners Werbung anzunehmen. Es war dabei nichts Neuzerklertes, was sie lockte, sondern es regte sich vielmehr in ihr eine junge, gärende Kraft, die nach Ausfluß drängte und die mit des Urners Eintritt in ihr Leben erwacht war. Sie hatte die Rinderschäbe abgestreift und begann an Dinge und Aufgaben zu denken, die sie bisher nicht beschäftigt hatten. In der nun kommenden Zeit überwand Marianne die Bedenken und Hindernisse, deren sich noch manche ergaben.

Eines Tages schrieb Denier. Sein Brief war wie er selber. Eilig standen die kurzen Sätze da. Es war jedem Worte anzumerken, wie der Schreiber eine unangenehme Aufgabe trotzig abtat, dabei eine Art Scheu überwindend und innerlich zornig über diese Scheu. Sie erfuhren nichts Neues aus seinem Briefe.

„Er habe an Marianne ein Mädchen gefunden, das wisse, was es wolle. Eine solche Frau brauchte er und hätte nichts gegen eine Heirat, wenn sie einverstanden sei.“

So schrieb er, ohne zu bitten oder zu drängen. Eine Art Schlaueit trat dabei zutage; er hielt sich sozusagen einen Rückweg offen, indem er mehr seinen Willen, zu unterhandeln, betonte, als die Unterhandlung selbst führte.

Als sie über diesem Briefe saßen, kam den Böhardschen erst dasjenige Bedenken, das am schwersten wog und auf das sie bisher nicht verfallen waren.

„Warum nicht gar,“ sagte Frau Anna plötzlich, „einen Katholischen und in ein erzkatholisches Land!“ Es kante, als bräche sie die Sache knacks ein für allemal ab.

„Davon haben wir bisher nicht gesprochen,“ sagte Böhhard mit erstem Gesicht.

Marianne sah ihn aufmerksam an. Was der aufrechte und gerade Vater meinte, gab für sie den Ausschlag.

Er schüttelte mehrmals den Kopf. „Das ginge nicht! Nein! Eine Frau hätte ein schweres Leben mitten unter lauter Andersgläubigen! Freilich,“ fügte er später hinzu, „Denier gelte als freisinniger Mann.“

„Man könnte ihn wissen lassen, was uns zu denken gibt,“ warf Marianne ein.

„So hältst Du es für das Rechte, Kind?“ fragte Böhhard die Tochter.

„Nein, nein,“ wehrte fast unwirksam die Mutter.

„Ich hätte Freude,“ sagte Marianne. Sie besprachen und berieten. Allmählich stimmte auch die Mutter zu, daß das beste eine gründliche Auseinandersetzung mit



Ausstellung der Berliner Landkolonisten

innehatte, zu. Marianne glaubte zu wissen, daß eine schöne und ernsthafte Lebensaufgabe im Hause des Urners ihrer wartete. Immer noch übte das Land, das er ihr geschildert, eine seltsame Anziehungskraft auf sie aus. Die Persönlichkeit Deniers selbst erschien ihr achtenswert. In ihren Augen gaben ihm seine kurz angebundene Selbstbewußtheit und Zurückhaltung Ueberlegenheit. Selbst ein Mensch, der schwer aus sich heraustrat, noch ohne jede Erfahrung in Liebesdingen, auch ohne Wunsch nach solcher, betrachtete sie ruhig das Zukunftsbild, das ihr sich bot, und gewann es allmählich lieb.

Eine Anzeige Deniers überbrachte ihnen in diesen Tagen die Nachricht von dem Tode seiner Mutter.

Ein paar Monate später nahm der Urner bei einem erneuten geschäftlichen Besuche Gelegenheit, Böhhard und seine Tochter zu einer Reise nach Seedorf, seinem Wohnorte, zu bewegen. Von diesem Besuche kamen Vater und Tochter befriedigt zurück, Marianne fast noch mehr als der Vater. Sie erzählten Frau Anna von dem Denierschen Hause, das größer, aber weniger schmuck wäre als ihr eigenes, die Spuren wilder Wetter und schwerer Wintertage an Wänden und dem großen schwarzen Schindeldach trüge, von seinen niederen, fast ärmlich schmucklosen Stuben und den engen, unzulänglichen Ställen. Böhhard schalt auf diese Ställe; es nähme ihn wunder, daß das Vieh darin nicht verkümmerte. Aber Marianne erwiderte, es sei eben alles zäh dort in Seedorf: Menschen, Vieh und Häuser. Ein starkes und rauhes Stück Welt sei

Das Schätzen der Größe ist eine sehr heikle Sache. Angenommen wir wären in einiger Entfernung von uns einen Stein in der Erde und sollten dessen Größe beurteilen. Dann bedienen wir uns einiger Kniffe, ohne selber dieser Hilfsmittel uns bewusst zu werden. Steht z. B. ein Mensch gerade daneben oder dahinter, so haben wir ein prächtiges Vergleichsmittel, und wir erkennen sofort die Größe. Fehlt dieser Mensch, so suchen wir nach anderen Maßstäben. Fehlen auch diese, so müssen wir die Größe mit Hilfe unseres Gehirngometers rein mathematisch feststellen: aus der Entfernung und aus dem Gesichtswinkel, unter dem er erscheint, oder was dasselbe ist, aus Entfernung und Größe des Netzhautbildchens.

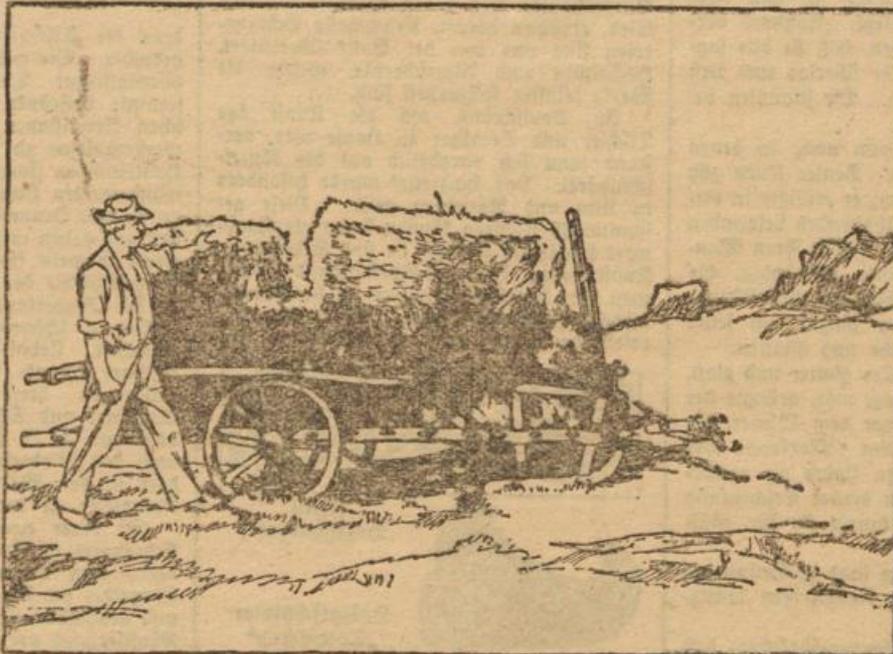
Das Netzhautbild ist ja da, aber die Entfernung! Alle die Unsicherheiten der Entfernung machen sich bei der Größenabschätzung unliebsam bemerkbar. Darum erscheint uns im Nebel ein Kalb so groß wie ein ausgewachsenes Kind, weil es uns näher dünkt. Darum erscheint uns eine Fliege wie ein großer Vogel, wenn sie dicht am Auge vorüberfliegt, weil wir sie weit entfernt wägen. Darum erscheint uns der Hahn auf dem Kirchturm zu klein, weil wir seine Entfernung unterschätzen. Ich halte meinen Bleistift senkrecht vor mein Auge und sehe sehr, daß er ebenso groß er scheint, wie jener entfernte Telegraphenpfahl. Wie groß dieser ist, das schätze ich aus der Entfernung oder richtiger noch, ich schätze überhaupt nichts, ich halte ihn für so groß, nicht weil ich es „sehe“, sondern weil ich es weiß. Darum erscheinen mir in einem Saal alle Menschen gleich groß, trotzdem sie unter verschiedenen Gesichtswinkeln gesehen werden. Aber weil wir ihre Größe wissen, fällt es uns gar nicht auf, daß sie verschieden klein erscheinen. Vor mir steht — wir folgen hier den interessanten Ausführungen Dr. H. Dellers, die er in seinem überaus anregend geschriebenen Buche „Sehen, Riechen, Schmecken“

Frankische Verlagsanstalt, Stuttgart, Ver- (Frankische Verlagsanstalt, Stuttgart, Ver- Naturfreunde) gibt — mein Tintenfaß. Jetzt wird es uns klar geworden sein, warum ich nicht nur sein Bild, sondern das Tintenfaß selbst körperlich greifbar vor mir sehe, warum ich erkenne, daß es etwa 35 Zentimeter entfernt etwas rechts von mir auf dem Schreibtisch steht. Die äußerlichen Hilfsmittel der Nebelverteilung und der Schattenwirkung sind ganz nebensächlich, spielen beim Sehen des Tintenfaßes gar keine Rolle. Wichtigere sind die Mittel in uns, alles dreht sich darum, daß es notwendig ist, auf dem mittleren Teil der Netzhaut das Bild zu sammeln und mit Hilfe der Augenmuskeln beide Augen zu gemeinsamer Tätigkeit zu zwingen, daß wir von derselben Welt vor uns zwei Bilder erhalten, ein rechtes und ein linkes, daß also ein Teil

der Welt dem Sehbezirk beider Augen gemeinsam sein muß. Und alles ist wieder nur dadurch möglich, daß unsere beiden Augen geradeaus nach vorn gerichtet sind. Wenn wir nicht dieses gemeinsame Gesichtsfeld hätten, dann, ja dann sehen wir eben ganz anders. Es gibt außer uns und den Affen keine lebenden Wesen, die diese nach vorn gerichtete Stellung der Augen hätten, keine Tiere, die zu gemeinsamer Tätigkeit bewegliche Augen hätten. Jedes Auge sieht seinen Ausschnitt aus der Welt, und beide Augen zusammen haben ein großes gemeinschaftliches Gesichtsfeld. In diesem gemein-

Dadurch gewannen sie allerdings ein zweifaches Sehen, aber ob sie bei dem Mangel an Augenmuskeln und eines deutlich abgegrenzten Sehgrüchens wohl wirklich Tiefen und Entfernungen abschätzen? Sie scheinen sich mehr auf die Nase als auf die Augen zu verlassen. Manche Vögel haben einen gelben Fleck wie wir, oder richtiger, sie haben mehr als wir: sie haben vier gelbe Flecke: je einen am Fuß der Augenachse ihrer seitlich gestellten Augen und einen anderen hinten auf der Netzhaut, wo die Strahlen, die von einem Punkt weit vorn kommen, jederseits die Netzhaut treffen. Diese hinteren Punkte geben wohl zusammen ein Tiefen- und Entfernungs bild. Die anderen beiden sind selbständig, jeder für sich, und treten in Tätigkeit, wenn der Vogel mit seitlich geneigtem Kopf ein Körnchen am Boden oder etwas anderes Nahes scharf erkennen will. So viel ist klar: wir „sehen“ nicht mit den Augen, sondern mit dem Gehirn. Die Augen liefern bloß die groben physikalischen Grundlagen

Lothmull als Bodenverbesserungsmittel. Der Lothmull kann in manchen Fällen den mangelnden Dünger ersetzen. Namentlich im Obstgarten fördert er das Wurzelwachstum der Bäume in erfreulicher Weise. Schwerer Boden wird durch Lothmull leichter und lockerer, leichter Boden wird durch ihn bündiger. Da Lothmull im Boden Feuchtigkeit anzieht und dort lange festhält, ist er besonders bei trockenem Erdreich angebracht. Er darf aber nie trocken, sondern stets nur feucht in die Erde gebracht werden. Kann man ihn mit Saure oder Latrine durchtränken, so schlägt man zwei Fliegen mit einer Klappe, Man sollte darum Lothmull, wo es angeht, zur Einstreu in Stallungen, in Aborten und bei ähnlichen Gelegenheiten benutzen; man gewinnt dadurch namentlich jetzt im Kriege, wo jede erhöhte Leistungsfähigkeit des Erdreichs unschätzenswert ist, ein Bodenverbesserungsmittel. H.



Einen interessanten Schlittenwagen

Kann man noch heute gelegentlich bei den Emmentaler Bauern in der Schweiz im Gebrauch sehen. Die Wagen, meist von Ochsen gezogen, haben vorn Schlittenfüßen und hinten Räder. Auf dem mit Gras bewachsenen steinigen Gebirgsboden gleiten die Rufen glatt dahin.

jamen Teil können die Augen sich auf jeden Punkt nah und fern einstellen, und mit Hilfe der Linseneinstellung und des Grades der Einwärtsdrehung der Augen Entfernung und Tiefe schätzen. Bei den Tieren ist's anders. Nehmen wir den Hasen! An jeder Seite des Kopfes ein Auge, jedes mit einem großen Gesichtsfeld beweglich, weil die Hornhäute sehr groß sind. So groß sind die Gesichtsfelder der Augen, daß sie sich vorn und hinten zum kleinsten Teil decken. Was heißt das? Die Hasen können rings um sich herum mit ihren Augen alles bestreuen, können auch sehen, was hinter ihrem Rücken vorgeht. Das ist für diese Tiere, deren Leben eine ewige Angst vor Feinden und Gefahren ist, äußerst wichtig. Je mehr Feinde, desto mehr Umblid ist nötig. Darum haben auch die mehrlosen Hufiere und Wiederläufer diese Möglichkeit einer allseitigen Umschau. Was sie sehen, wird allerdings herzlich wenig sein, nicht mit unserem körperlichen Sehen zu vergleichen, denn sie sehen ja nur einäugig. Man nennt dieses nicht plastische Sehen „Panoramasehen“. Aber wir haben erfahren, daß diese Tiere zum Teil außerordentlich empfindlich für Bewegungswahrnehmungen sind, und so mögen sie leichter bemerken, was ringsum am Horizont lauend sich heranschleicht. Die Raubtiere mit ihren gefährlichen Waffen, ihrer Gewandtheit, ihrer trohigen Draufgängerel haben diesen Umblid nicht nötig. Sie konnten sich den Luxus erlauben, ihre Augen mehr nach vorn gerichtet zu haben.

Rästel-Aufgaben

Wenderrings-Rästel.

Ich bin ein Rörperrtel. Den Fuß mir Andre stink! Ein Stand bin ich, nicht arm und nicht gering! Wendert den Fuß du nochmals, wirst du schau'n Knigs eine Stadt, fern in Arabiens Gaun! Und wechselt nun so Kopf du mir, wie Fuß, Bin ich ein allbekannter deutscher Knig. Und ändert nochmals du den Fuß mit auch, Stehst du mich nicht mehr, denn ich ward zum Hauch.

Namen-Rästel.

Man suche 15 Frauennamen von ungerader Buchstabenzahl und lege sie so untereinander, daß die mittlere Buchstaben eine markante winterliche Erscheinung nennen.

Auslösung des Fuß-Rästel.

Werra — Elbe — Jler — Neisse — Elster — Rega — Aube — Lauber — Elbe: B e i n e r n t e.

Auslösung des Buchstaben-Rästel.

Ober — König — Lauber — Ober — Blau — Elbe — Rhein: O k t o b e r.

(Namen der Rästelföser werden nicht veröffentlicht.)